Kulturelle Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **50 (1970-1971)**

Heft 12: **Das Jahr 1921 : 50 Jahre "Schweizer Monatshefte"**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zeitschriften

DIE SPRACHE, NICHT DAS ICH (BE-)DEUTET

Aus der soeben erschienenen Nummer 4 von «Poétique» greifen wir die Studie Paul de Man über das hierzulande noch nirgends besprochene Werk *De la grammatologie* von Jacques Derrida heraus. Der Text mit dem Titel «Rhétorique de la cécité: Derrida lecteur de Rousseau» ist eine gekürzte Fassung des Aufsatzes, der das in der Oxford University Press, New York, erscheinende Werk *Blindness and Insight (Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism)* abschliessen wird.

Wir gehen hier nicht auf Derridas Rousseaubild ein und lassen viele Aspekte bewusst beiseite. Paul de Man hält Derridas Buch für eines der wesentlichsten Werke zur Interpretationstheorie. Er kommt sofort auf das jeder Textauslegung zugrunde liegende Problem der Reflexion zu sprechen: Was heisst eigentlich lesen? Die Frage ist nicht zu beantworten ohne tiefere Einsicht in das Wesen sprachlicher Äusserungen, also dessen, was einen (literarischen) Text ausmacht. Derridas Kommentar ist für ihn ein «cas exemplaire d'un croisement entre cécité critique et lucidité critique (...) qui se présente comme une nécessité dictée et contrôlée par la nature même de tout langage littéraire».

Im Gegensatz zu Georges Poulet¹ fordert de Man vom Leser nicht ein mystisches Aufgehen im Bewusstsein des Dichters, sondern eine stets sich selbst befragende Hellsicht, die nie den Versuch unternimmt, dem Text eine Eindeutigkeit abzugewinnen, die diesem nicht eignet. Mehrdeutiges soll nie auf Widersprüche reduziert werden, auch sollen die den

Interpreten beunruhigenden Stellen nicht übergangen werden, im Gegenteil, sie sind am aufschlussreichsten. Dass de Man seine Interpretationstheorie häufig am Beispiel Rousseaus illustriert², ist einleuchtend, denn gerade dieser Autor wurde sozusagen immer falsch, weil einseitig gelesen. Es scheint, dass gewisse Einsichten auf einem Gebiet stets mit Blindheit auf einem andern bezahlt werden mussten.

Jacques Derrida, der in seinem Werk *De la grammatologie* den bisher wenig beachteten *Essai sur l'origine des langues*³ interpretiert, schliesst sich zunächst dem luziden, doch nach de Man auch einseitigen, weil aus überheblicher Haltung gegenüber dem «armen Jean-Jacques» entstandenen Rousseau-Bild Starobinskis an⁴, besonders in dem, was für Rousseau Literatur bedeutet: Ersatz für nicht gelebtes Leben, und demnach eine höchst verdächtige Transzendenz, aber zugleich auch Bewahrung des Ich. Rousseau verurteilt einerseits die Literatur, andererseits ist seine ganze Existenz darin verstrickt; und hier stösst de Man mit Derrida auf das Problem der «présence», verstanden als Unmittelbarkeit, als sprachliches, das heisst mündliches Dabeisein, das im Gegensatz steht zum geschriebenen Wort, dem stets eine bisweilen sogar öfters wiederholte be-sinnende Tätigkeit vorangeht.

Der Text wird hier als sprachliches Zeichen um seinetwillen betrachtet, die Kategorie der Gegenwärtigkeit (présence) steht in Frage, oder, wie Derrida sagt: «L'écriture est dangereuse dès lors que la représentation veut s'y donner pour la

présence et le signe pour la chose même.» De Man scheint Derridas Theorie der Sprache als «supplément» in Frage zu stellen, denn er bemerkt: «Ce n'est que par le langage que Rousseau peut se rendre maître du langage, et ce paradoxe est responsable de son attitude *ambivalente* envers l'écriture.»

Eine Ontologie der «présence» (man denkt unwillkürlich an Emmanuel Mounier, Gabriel Marcel, Emmanuel Levinas, Albert Béguin, Georges Poulet) zieht oft eine gewisse Blindheit über den Eigenwert des literarischen Zeichens nach sich, oder, um die Unterscheidung Schleiermachers aufzunehmen, die psychologisch/technische Auslegung droht die grammatische zu überspringen. Wenn die beiden aber komplementären Charakter haben – und dem ist sicher so –, dann bestehen zwischen strukturalen Untersuchungen und der Bewusstseinskritik gar keine unüberbrückbaren Gegensätze, das heisst es handelt sich um zwei Phasen eines hermeneutischen Vorganges.

Nach de Man übersteigt Rousseaus Problematik die Gegenüberstellung «présence – absence», und damit auch die ihr und der «présence à soi» zugrunde liegende metaphysische Tradition: «La clef du statut du langage de Rousseau ne se trouve pas dans sa conscience, ni dans le degré plus ou moins grand d'aperception ou de contrôle de la valeur cognitive de son langage. On peut seulement la trouver dans le savoir que ce langage, en tant que langage, transmet sur lui-même, affirmant ainsi le primat de la catégorie de l'écriture sur celle de présence – ce qui est précisément la thèse de Derrida. Il reste à savoir pourquoi il postule chez Rousseau une métaphysique de la présence dont on peut montrer ensuite qu'elle n'opère pas ou qu'elle reste dépendante de la puissance implicite d'un langage qui la fait éclater et la détourne de son fondement.»

An diesem Punkt angelangt, wird de Man selbst zum Rousseau-Interpreten. Er stützt sich auf die Kapitel XIII bis XVI des *Essai sur l'origine des langues* und zeigt, dass Rousseau dort primär auf die Bedeu-

tung ausgerichtet ist, die er zwar nicht vom Sinn dissoziiert. In bezug auf den *Grund* zu dieser Haltung trennt sich de Man von Derrida: «Le signe est vide de toute substance, non parce qu'il doit être un indice transparent se gardant bien de masquer une plénitude de signification, mais parce que la signification elle-même est vide; le signe ne doit surtout pas offrir sa propre richesse sensorielle comme substitut pour le vide qu'il signifie. Contrairement à l'affirmation de Derrida, la théorie de la représentation de Rousseau ne tend pas vers une signification comme présence et plénitude, mais vers la signification comme vide.»

Rousseau gesteht ja der Musik gegenüber der Sprache eine Vorrangstellung zu, als System von Beziehungen, die weder von einer Sinnesempfindung noch einem Bewusstsein abhängen.

Behutsam interpretiert de Man Rousseaus Sprachauffassung vom Kontext, nicht vom Wortlaut einer einzelnen Stelle her. Die Musik (und wenn Rousseau oder de Man «Musik» sagen, meinen sie auch die Sprache) wird zur blossen Struktur, weil innerlich leer: «N'étant fondé sur aucune substance, le signe musical ne peut jamais avoir l'assurance d'exister.» Damit ist auch keine Identität möglich, und aus der notwendigen ständigen Wiederholung resultiert die Zeitlichkeit: «La musique est la version diachronique de la structure de non-coïncidence dans l'instant.» Und so ist wohl die Sprache als diachronisches System von Beziehungen nur als Erzählung zu verstehen. Das wiederum heisst, dass Rousseaus *Essai* und seine *Discours* nicht einen genealogischen Prozess widergeben (man denkt alsogleich an Nietzsches *Geburt der Tragödie*, die eine ähnliche Gestalt hat und der Derridas Buch im innern Aufbau bis zu einem gewissen Masse entspricht), sondern die genealogische Aufgliederung eines gegenwärtigen Widerspruchs. So ginge der Ursprung aus rein *strukturalen* Gründen der Gegenwart voraus: «La chronologie est le corrélat structural de la nécessaire nature figurée du langage littéraire.» Der Ursprung ist auch

eine Metapher, und so erklärt sich für de Man das *premier* in Rousseaus «que le premier langage dut être *figuré*» als eine chronologische Fiktion, im Gegensatz zu Derrida, dessen Metapherntheorie noch auf der Priorität des eigentlichen gegenüber dem metaphorischen Sinn aufbaut: «A propos de la rhétorique, de la nature du langage figuré, Rousseau n'a pas été abusé et a dit ce qu'il voulait dire. Et il est également significatif que, précisément sur ce même point, le meilleur de ses interprètes modernes (damit ist Derrida gemeint) se soit écarté de sa problématique afin de ne pas le comprendre. Le *Discours sur l'origine de l'inégalité* et l'*Essai sur l'origine des langues* sont des textes dont l'affirmation discursive entraîne le mode rhétorique. Ce qui est dit de la nature du langage implique nécessairement que les textes écrits sous la forme d'un récit fictivement diachronique ou, si l'on préfère l'appeler ainsi, d'une allégorie. L'affirmation que tout langage est figuré et la structure nécessairement diachronique de la réflexion qui révèle cette perspective rendent compte du mode allégorique. Le texte va plus loin malgré tout, car, alors même qu'il rend compte de son propre mode d'écriture, il affirme en même temps la nécessité que cette affirmation soit produite d'une façon indirecte et figurée, qui sache qu'elle sera mésinterprétée parce qu'on la prendra littéralement.»

Rousseaus Text allegorisiert gewissermaßen das Miss-Verstehen, dem er entgegenstrebt: die Fiktion wird als Wirklichkeit verstanden, die Wirklichkeit als Fiktion: «La nature rhétorique du langage

littéraire ouvre la possibilité à l'erreur archétypique: la confusion constante du signe et de la substance.» Und gerade weil bei Derrida die Zone grösster Klarsicht (die Theorie der Rhetorik und ihre unvermeidlichen Folgen) als Zone der Blindheit dargestellt wird, kommt er Rousseau sehr nahe, denn diese Möglichkeit des Miss-Verständnisses ist bei Rousseau einkalkuliert. Und damit ist de Man beim Wesentlichen angelangt, denn gerade eine solche Ambivalenz macht nach ihm die Eigenart des Literarischen aus: «*Nous sommes en droit de généraliser notre définition en donnant à Rousseau une valeur exemplaire et en appelant littéraire, au sens plein du terme, tout texte qui implicitement ou explicitement signifie son propre mode rhétorique et préfigure sa propre mésinterprétation comme corrélat de sa nature rhétorique, de sa <rhétoricité>.*» Hier deutet nicht mehr ein Subjekt, sondern die Sprache selbst, indem die bedeutet.

Peter Grotzer

¹Vgl. Paul de Man, «Vérité et méthode dans l'œuvre de Georges Poulet», *Critique*, Juli 1969. – ²Vgl. Paul de Man, «Hölderlins Rousseaubild», *Hölderlin-Jahrbuch 1967/68*; «Symbol und Allegorie in der Frühromantik», *Festschrift Wehrli*, Zürich 1969. Gegenwärtig arbeitet Prof. de Man an einer Studie über Rousseau und Nietzsche. – ³Den *Essai sur l'origine des langues* findet man z. Z. nur in der kritischen Ausgabe von Charles Porset, Ducros, Paris 1968. – ⁴Vgl. Jean Starobinski, «Jean-Jacques Rousseau. La transparence et l'obstacle» (erscheint jetzt in erweiterter Auflage bei Gallimard); «Jean-Jacques Rousseau et le péril de la réflexion» (in «*L'Oeil vivant*», Gallimard, Paris 1961); «Le dîner de Turin» (in «*La relation critique*», Gallimard, Paris 1970).